

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 46 (1963)
Heft: 8

Artikel: Barrikaden gegen Darwin
Autor: Frankenberg, G. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

MONATSSCHRIFT DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

III, August 1963

Nr. 8

46. Jahrgang

Barrikaden gegen Darwin

In einem früheren Aufsatz (Maiheft 1963, Seite 33) versuchte ich zu zeigen, daß viele Theologen die Notwendigkeit erkannt haben, jener großen Wahrheit die Ehre zu geben, die sich an Charles Darwins Namen knüpft. Wir freuen uns dessen, können aber auch verstehen, wenn man auf kirchlicher Seite das Gefühl hat, damit einen entscheidungsschweren, vielleicht sogar verhängnisvollen Schritt zu tun.

Gibt man den Vertretern der Abstammungslehre recht, so kann ja vor allem von der absoluten Sonderstellung, die die Bibel dem Menschen einräumte, nicht mehr die Rede sein. Deshalb erfreuen sich die Versuche, seine Entstehung anders zu erklären, als es Darwin tat, nach wie vor großer Beliebtheit.

Eine auffallend unbiologische Vorstellung von der Herkunft des Menschengeschlechts hatte schon der Zoologe Lorenz Oken (gest. 1851):

Im Urmeer sollte bei Bluttemperatur eine Art von Menschen-Eiern entstanden sein. Zwei Jahre lang seien die «Meermenschen» in ihren Eihäuten umhergetrieben, dann am Geände ausgetrocknet usw. — Kaum minder wunderliche Behauptungen hat in unserer Zeit der schwedische Vererbungsforscher Heribert Nilsson aufgestellt: Durch Urzeugung entstanden fertige Keimzellen der verschiedensten Organismen, auch des Menschen; eine Fortentwicklung der Arten gebe es nicht. (Vgl. «Befreiung» 1955, S. 11 ff.)

Viel Verwirrung haben in Laienkreisen die Schriften des Geologen Edgar Dacqué angerichtet. Er möchte den Menschenstamm bis in früheste Zeiten der Erdgeschichte zurückführen; dieser Stamm habe die andern bis hinauf zu den Affen «aus sich entlassen». Dacqué, der sich übrigens auch ausdrücklich zu dem Satze «Credo, quia absurdum» bekannte und an Te-

lekinese (Fernbewegung) glaubte, war stolz darauf, die Deszendenztheorie gleichsam auf den Kopf gestellt zu haben. Sein Verleger bezeichnete ihn denn auch kühn als «den überlegenen Gegner Darwins» (!)

Auch andere gaben sich — des Beifalls kirchlicher Kreise gewiß — große Mühe, die Ableitung des Menschen von affenartigen Vorfahren zu «widerlegen». Westenhöfer z. B. wollte ihn unmittelbar von primitivsten Säugetieren abstammen lassen. Dem Kundigen freilich erscheint jeder Gedanke an solchen «Eigenweg» schon durch die Tatsache ausgeschlossen, daß der Mensch mit seinen nächsten tierischen Verwandten in unzähligen Besonderheiten verblüffend übereinstimmt.

Recht einfach machen es sich Autoren, die behaupten, der Mensch sei «plötzlich dagewesen». Ein Prof. Mortimer Adler von der Universität Chicago erklärte 1951, der Mensch habe keine Verwandten im Tierreich, er sei durch einen «Schöpfungsakt» entstanden. Manche stellen sich das immerhin schon *etwas* «wissenschaftlicher» vor. So heißt es in der «Augsburger katholischen Kirchenzeitung» (1951, Nr. 3): «Auch der Ueberzeugung, daß Gott von Zeit zu Zeit in seine Schöpfung eingreift und sie weiterführt, steht von naturwissenschaftlicher Seite nichts mehr im Wege. (! v. F.) Wie schien es doch in der Zeit nach Darwin so selbstverständlich, daß alle Entwicklung stufenweise vor sich gegangen sei und der Mensch sich ganz allmählich aus dem Tier entwickelt habe. Heute weiß man, daß es ‚Mutationen‘ gibt, sprunghafte, plötzliche Veränderungen, und man hat Gründe für die Annahme, daß viele stammbesitzergeschichtliche Entwicklungsschritte sich durchgesetzt haben auf Grund einer Mutation, die nur an einem einzigen Individuum, nur einmal in der Erdgeschichte, eingetreten ist — so etwa, wie auch nach dem biblischen Bericht das ganze Menschengeschlecht aus einem einzigen Adam hervorgegangen ist, wie der vielgenannte deutsche Physiker Pascual Jordan erklärt.» Hier stoßen wir also auf die irrite Vorstellung, daß es nur einer einzigen Mutation (Erbänderung) bedurfte, um aus einem Tier einen Menschen zu machen. In Wirklichkeit war dazu ein langer Entwicklungsweg mit vielen Erbänderungen, Auslesevorgängen usw. nötig.

Andere operieren in diesem Punkte geschickter. In einem umfangreichen bebilderten Aufsatz in der Zürcher «Weltwoche» vom 30. Juli 1954 gibt F. Deich die Herkunft des Menschen von tierischen Ahnen bereitwilligst zu und tut dabei, als bestehe zwischen der «Schöpfungsgeschichte» und der Abstammungslehre gar kein Widerspruch! Man habe die Vertreter der Deszendenztheorie völlig mißverstanden; im übrigen sei die Bibel selbstverständlich nicht wörtlich zu nehmen. Allerdings sei die «Geistseele» des Menschen im Affen noch

Inhalt

- Barrikaden gegen Darwin
- Literatur und Freiheit
- Was ist Schicksal?
- Der Kirche letztes Wort
- Was halten Sie davon?
- Schlaglichter
- Die Literaturstelle empfiehlt

nicht vorgebildet gewesen; sie sei erst bei der Menschwerdung «hinzugekommen».

Man gibt also die Lehre der Bibel, wonach Gott den Menschen aus einem Erdenkloß geformt hat, preis, bleibt aber dabei, daß er dem fertigen Menschenleib — um mit den Worten der Genesis zu sprechen — «den lebendigen Odem in seine Nase blies» oder — neuzeitlicher ausgedrückt — «einem prädisponierten Leib eine geistige Seele mitteilte» (Pfarrer *Hubert Muschalek*). Selbst ein Zoologe, der katholische Prof. *L. Renouf*, scheint es in einer mir vorliegenden Schrift «*Evolution*» (London, ohne Jahreszahl) durchaus glaublich zu finden, daß der Mensch durch Eingießung («*Infusion*») einer unsterblichen Seele in ein bereits bestehendes Geschöpf entstanden sei.

So ganz hat dieser Kompromiß freilich nicht allen Gläubigen eingeleuchtet. Ein Leser schrieb z. B. 1951 der «*Augsburger katholischen Kirchenzeitung*»: «Der Mensch hat in der Urzeit eine nichts weniger als erfreuliche Gesichtsbildung; wie soll man da die biblische Darstellung verstehen: Gott hat ihn nach seinem Ebenbild geschaffen?» Beschwichtigend antwortete das Blatt, möglicherweise seien die Menschen erst nachträglich zur Strafe für den Sündenfall häßlicher geworden. Da ihre Seele in der Richtung zum Tier hin abgeglitten sei, könne das vielleicht auch zu einer Annäherung an die tierische Körperform geführt haben ...

Der Behauptung, daß aus einem menschenähnlichen Wesen plötzlich durch Einhauchen einer Seele ein Mensch geworden sei, soll auch jene *Fangfrage* dienen, die unseren Freunden in Diskussionen immer wieder gestellt wird: «Seit wann gibt es denn nach Ihrer Ansicht den Menschen?» Die Erwiderung müßte etwa beginnen: «Es kommt darauf an, von welcher Entwicklungsstufe ab Sie das Wesen, das allmählich aus tierischen Vorfahren entstand, als ‚Menschen‘ bereits anerkennen oder noch als ‚Vormenschen‘ usw. bezeichnen wollen.» Nennt man dagegen kommentarlos eine Zahl, so wird das sofort so ausgelegt, als habe man zugegeben, daß es einen Zeitpunkt gebe, zu dem der Mensch *plötzlich dagewesen* sei. Dies, fährt dann der Gesprächspartner triumphierend fort, sei eben der Augenblick, da einem bislang tierischen Wesen, seinetwegen einem Affen, die Geistseele verliehen worden sei. (Daß auch

Tiere — zumal Affen — schon seelisches und geistiges Leben zeigen, wird dabei natürlich außer acht gelassen.)

Viel Sorge macht der Theologie auch Darwins Erklärung der *organischen Zweckmäßigkeit*, weil damit auf die Annahme übernatürlicher Eingriffe verzichtet wird. Gerade die Angepaßtheit der Lebewesen hatte ja zur Zeit der «Physiko-Theologen» und noch lange nach ihnen den überzeugendsten *Gottesbeweis* abgegeben.

Allerdings ist das von Darwin entdeckte schöpferische Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit für den biologisch Ungeschulten nicht ganz leicht zu verstehen. Deshalb beobachtet man immer wieder Rückfälle in «Erklärungs»-Versuche theistischer und vitalistischer Art.

Auch hier bot sich *Dacqué* als Kronzeuge an. Er meint, «im Organismus manifestiere sich eine *Innere Urbildekraft*» (was immer das bedeuten mag). Andere sprechen von einem «Lebenswillen», der nun mal Zweckmäßiges schaffe. Wirklich erklärt ist damit nur, daß sie gar keine Erklärung zu geben wissen — aber: Jeder kann sich bei solchen nebelhaften Ausdrücken denken, was er will, zumal der Wundergläubige.

In einem gewissen Zusammenhang hiermit steht die Vorstellung, die *Erbänderungen* («Mutationen»), die in der Evolutionstheorie eine so große Rolle spielen, würden *durch göttliches Eingreifen bewirkt*. Diese seltsame Idee gewann Bedeutung durch den «Akausalitäts-Rausch», der vor einigen Jahrzehnten unzählige Laien und selbst manch physikalisch Gebildeten ergriff. Aus einleuchtenden Gründen ist es unmöglich, das Geschehen im atomaren und subatomaren Bereich im einzelnen vorauszusagen, wenn es sich auch statistisch nach den Wahrscheinlichkeitsgesetzen berechnen läßt. Aus dieser «Unbestimmbarkeit» schloß man unberechtigterweise auf «Unbestimmtheit», auf eine *Lücke im Kausalkexus*, was natürlich etwas ganz anderes wäre. Besonders *Pasqual Jordan* trug kein Bedenken, auf Grund dieser Begriffsverwechslung eine Wahlfreiheit der Atome anzunehmen. Sogar die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens glaubte er dadurch neu begründet zu haben, da das mikrophysikalische und angeblich akausale Geschehen auslösend auf gröbere Prozesse im Körper wirken könne. (Das wäre freilich eine wunderliche Art von Willensfreiheit, wenn wir von dem zufälligen, ja vermeintlich

Literatur und Freiheit

G. E. Lessing — Freiheit und Toleranz

Lessing ist einer der edelsten Repräsentanten der deutschen Aufklärung: diese europäische Geistesbewegung, zu der Deutschland, gemessen an Frankreich und England, nur kärgliche Beiträge geleistet hat, prägt sich gerade in ihm am reinsten und vornehmsten aus. Wir bewundern an ihm seinen Scharfsinn und seinen Mut, die sich nicht scheut, den Widerstand einer stumpfen Welt herauszufordern. Die Art, wie er das Ethos der Menschlichkeit verkündet, ist geistreich, witzig und voll echter Redlichkeit. In der Literatur des 18. Jahrhunderts nimmt sich sein Werk als eine wahre Schule der geistigen Selbständigkeit aus; die gemäß von Kants berühmter Formel «Aufklärung das Hervorgehen des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit» bedeutet, darf Lessing, dem Mündigkeit des Verstandes so unendlich viel galt, als ein Bannerträger der aufklärerischen Schar bezeichnet werden, der Europa die bürgerlichen Freiheiten verdankt. Diese «Hundertschaft des Geistes», deren Kampf gegen Unwissenheit und Vorurteil die aristokratisch-klerikalen Denkformen zerstörte, schuf die Voraussetzungen für die Revolution, welche der Demokratie zum Durchbruch verhalf. Zutiefst demokratisch ist auch das Wirken Lessings, der — «eingeklemmt zwischen Gelehrtenhochmut und Predigerhochmut» (*Dilthey*) — seiner Epoche der allgemeinen Unfreiheit das Muster eines freien Menschen vorlebte; sein ganzes Werk ist durchdrungen von Achtung vor der Menschenwürde, die zu wahren die höchste Aufgabe der Literatur ist. Daher läßt sich heute

noch Goethes schöner Ausspruch wiederholen, der — gleich einem Ritterschlag — Lessing in den Adel des Geistes einreicht: «Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!»

Lessing wurde am 22. Januar 1729 als Sohn eines Pfarrers im sächsischen Städtchen Kamenz (Oberlausitz) geboren. Günstige Umstände erlaubten dem armen, aber aufgeweckten Knaben den Besuch der Fürstenschule von St. Afra, wo er nach dem Urteil seiner Lehrer hinsichtlich seiner geistigen Fassungskraft als «ein Pferd» eingeschätzt wird, «das doppeltes Futter haben müßte». 1746 immatrikulierte er in Leipzig als Student der Theologie, wobei er jedoch diesem Fach, zum Leidwesen seines frommen Vaters, weit weniger Aufmerksamkeit schenkte als der Kunst und der Literatur. Erste dichterische Versuche entstehen bereits um diese Zeit, sind aber noch nicht eigenständig und teilweise manieriert; durch den Kontakt mit der Neuberschen Theatergruppe entstand auch das Lustspiel «Der junge Gelerte», welches mit Erfolg aufgeführt wurde. Eine kurze Episode als Medizinstudent leitete schließlich zu Lessings Reise nach Berlin über, wo er als freier Schriftsteller seinen Weg zu finden hoffte.

Das Berlin Friedrich des Großen bot viele Anregungen, durch die Lessings Bildung und Weitblick entscheidend gefördert wurden. Durch die Freundschaft mit *Mendelssohn*, *Nicolai* und *Ramler* wurde Lessing in die Kreise der Aufklärung eingeführt, deren Motive seinen literarischen Werdegang bestimmten. Schon sein erster großer Bühnenerfolg «*Miß Sara Sampson*» (1755) ist ein entschiedener Bekenntnis; das etwas rührselige Stück, über das die Zeitgenossen maßlose Tränen vergossen, ist uns heute durch seine Sentimentalität ferner gerückt, erhält aber seinen zeitüberdauernden Rang durch den Umstand, daß es das erste bürgerliche Trauerspiel der deutschen Literatur ist. Für die damalige Zeit war es ein großer und wesentlicher Fortschritt, daß das Publikum auf der Bühne

sogar ursachlosen Spiel der Atome in unserer Hirnrinde abhängen!)

Dies in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Loch im Kausalgewebe soll nun nach Ansicht vieler auch Gott benutzen, um auf die von ihm geschaffene Welt lenkend einzuwirken! Insbesondere mutet man ihm hie und da zu, *vorteilhafte Mutationen hervorzubringen*. Man beachtet dabei freilich nicht, daß die Mutationen zumeist nachteilig, oft sogar tödlich, seltener bedeutungslos und nur sehr selten nützlich für ihren Träger sind. Keinesfalls darf man sie sich als *Antworten* auf Forderungen vorstellen, die etwa eine veränderte Umwelt an das Lebewesen richtet.

Daß trotzdem in der Organismenwelt so viel Sinnvolles zustandekam, wird allen, die in diesem Punkt nicht umlernen möchten, ewig ein Rätsel bleiben. Sie können oder wollen sich nicht vorstellen, daß es die *Natur selbst* ist, die — auf dem von Darwin entdeckten Wege — schöpferisch wirkt; deshalb suchen sie das Ordinante, das in ihr ist, außer ihr. Und obendrein bemühen sie sich sogar oft, es irgendwie zu personifizieren.

Trotzdem dürfen wir uns freuen: Die Wahrheit ist auf dem Marsch! Es bedeutet doch schon viel, wenn wenigstens die *Tatsache der Entwicklung* nun von der Kirche anerkannt wird. Der Sieg der Wissenschaft hat diesmal nicht entfernt so lange gedauert wie einst die Ueberwindung des ptolemäischen Weltbildes.

Wir begreifen sehr wohl die Schwierigkeiten, die es überzeugten Bibellesern und Anhängern des Schöpfungs- und Offenbarungsglaubens macht, ihre bisherige Einstellung zur Welt aufzugeben. Und wir nehmen es ihnen nicht übel, wenn sie neue Verschanzungen aufwerfen. Auf die Dauer kann das die Befreiung des menschlichen Geistes nicht aufhalten.

Wir verstehen auch die Sorge vieler Gutgesinnten, die da meinen, Moral sei nur auf Grund *just ihres Glaubens* möglich. Denn ihr Gott sei der Urheber des Sittengesetzes. Wer ihn nicht anerkenne, sei «gottlos» — und das heißt im Sprachgebrauch zugleich «schlecht», eben weil die Anschauung von Gott als dem Richter über Gut und Böse aus religionshistorischen Gründen so fest verankert ist. Wenn sich die landläufige Moral nur auf Furcht vor der Hölle und Sehnsucht nach

himmlischem Lohn gründete, wäre in der Tat die Sorge um jene Art von «Religion», die «dem Volke erhalten bleiben muß», nur zu verständlich. Aber ist denn heute die Kriminalität in strenggläubigen Völkern etwa niedriger? Die Erfahrung lehrt, daß gesunde Veranlagung und vernünftige Erziehung, dazu die Scheu vor irdischer Strafe und gesellschaftlicher Achtung in der Regel durchaus genügen, den Normalmenschen einigermaßen vor Abwegen zu bewahren.

«Doch wir», werden wahre Christen einwenden, «tun ja das Gute nicht um Lohn, sondern aus Liebe zu unserem himmlischen Vater. Deshalb dürft ihr uns den Glauben an ihn nicht nehmen.» Unsere Antwort ist: «Warum könnt ihr es nicht, wie wir, aus Liebe zu euren Mitmenschen tun? Aus Freude an allem, was nach Sinn und Vollendung strebt?»

Prof. Dr. G. von Frankenberg

Was ist Schicksal?

In einer ereignisreichen, gewitterschwangeren Zeit, in der wir leben, in der für Millionen Menschen das Dasein ein Zustand ständiger Bedrohungen und Gefahren ist, in der ein permanenter Radardienst für eventuelle Angriffe, kurz gesagt, für einen Blitzkrieg mit Atom- und Wasserstoffbomben sowie ferngelenkten Raketen geschossen eingerichtet ist, wie wir dies zu wiederholten Malen aus dem Munde verantwortlicher Staatsmänner und hoher Militärs erfahren haben, in einer Zeit, in der das einzelne Menschenleben, mag es auch an einer exponierten verantwortlichen staatlichen, politischen, militärischen, wirtschaftlichen oder technischen Stelle stehen, von keiner wesentlichen Bedeutung ist — denn die politischen und militärischen Ereignisse unserer Zeit beweisen, daß jeder Mann ersetztbar ist —, in einer Zeit, in der Naturkatastrophen, Erdbeben, Überschwemmungen, Flugzeugunglücke an der Tagesordnung sind, wird oft genug das Wort *Schicksal* in Unkenntnis seines wahren Begriffsinhaltes und -umfangs als «Begründung» für Geschehnisse verwendet, die das Erstaunen, die Verwunderung und oft genug das Entsetzen der Menschheit hervorrufen. Da wir Menschen aber für alle uns zustoßenden Begebenheiten nach einer Ursache, einem zureichenden Grun-

nicht nur die Taten und Leiden «gekrönter Häupter» zu sehen bekam; indem der Bürger als tragische Persönlichkeit zum Inhalt der dramatischen Handlung gemacht wurde, erwuchs ihm durch das Theater das Selbstbewußtsein seines Standes, das er, Jahrzehnte später, in den Stürmen der Revolution sieghaft zum Ausdruck brachte.

Lessing entfaltete in Berlin eine vielseitige publizistische Tätigkeit; er war ein Journalist, der sich über das Tagesgeschehen hinaus mit den großen geistigen Bewegungen seines Zeitalters beschäftigte. Besonders die Bühne, die damals daran war, das Komödiantentum zu überwinden und an seine Stelle eine echte Schauspielkunst zu setzen, stand im Mittelpunkt seiner Interessen. Der Gelehrte *Gottsched*, der in Anlehnung an den französischen Klassizismus dem deutschen Theater schematisierende Gesetze vorgeschrieben hatte, war ein erstes Objekt seiner wachsamen Kritik; ganz im Sinne der späteren Klassiker verschreibt sich Lessing dem Shakespearischen Naturgenie, welches für ihn allen Formalismus ausgelöster Theaterkunst turmhoch übertragt. Im Kampf um die Theorie des Schauspiels klärt sich Lessings schöpferische Potenz: er baut in Zukunft seine Stücke mit einer Kunstfertigkeit, die in seinem Jahrhundert ihresgleichen sucht.

«Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück» ist ein Meilenstein auf dem Wege der Vollendung. Die äußeren Entstehungsgründe des Stücks waren dadurch gegeben, daß Lessing im preußischen Feldlager Sekretär diente; der Freund und Offizier *Ewald von Kleist* soll der Figur des Major Tellheim Pate gestanden haben, wenn auch ein Zeitgenosse mit Recht ein Bild des Autors selbst mit dem Namen Tellheim signierte: Redlichkeit, Stolz und schamhaft verborgene Güte waren Eigenschaften, die für Lessing selber charakteristisch waren. Dieses Lustspiel, eines der bedeutendsten in der deutschen Literatur, ist in der Tat mit dem Herzblut geschrieben: es entfaltet einen Reichtum sprühender Einfälle, die auch heute noch nichts von ihrem Glanz und ihrer Ursprünglichkeit verloren haben. Aber Lessing will nicht nur unterhalten und ergötzen; auch in

diesem unbeschwertesten Stück von beglückender Heiterkeit schwingt kaum hörbar eine Sozialkritik mit, die am Beispiel des infolge einer Kriegsverletzung ohne jegliche Entschädigung entlassenen Offiziers den Undank der Mächtigen aufzeigt. Das «happy end» ist eine Konzession an die allmächtige Zensur und den Geschmack des Publikums, dem der Autor nur andeutungsweise sagen durfte, wie er über die fiederianische Diktatur dachte.

Lessings Hang zur Universalität führte ihn früh von der Dichtung auch zur Wissenschaft, wo bei naturgemäß das Gebiet der Ästhetik sein besonderes Interesse fand. Die durch *Winckelmann* inaugurierte Kunstlehre fand ihren Ausgangspunkt an der antiken Plastik, deren «edle Einfalt und stille Größe» den Maßstab der Kunstkritik darboten. Lessings diesbezügliche Untersuchungen nahmen die berühmte Statuengruppe des Laokoon zum Anlaß, die «Grenzen von Malerei und Poesie» aufzuweisen; dabei wie auch bei anderen Gelegenheiten bekundete sich seine profunde Lehrsamkeit, die mehrfach durch das Angebot einer Professur anerkannt wurde. Lessings unabhängiger Geist weigerte sich, sich durch ein deraartiges Amt einschränken zu lassen: ein Königsberger Professorat lehnte er ab, weil es die Pflicht mit sich brachte, alljährlich dem Monarchen eine Lobeshymne zu dichten. Der Intellektuelle jener Epoche war, sofern er von der Gunst eines Fürsten lebte, zu erniedrigender Lohndulderei und knechtischer Gesinnung gehalten; die Duodezherrscher Deutschlands, deren Regiment und Lebensführung das Unglück ihres Volkes bedeuteten, sahen sich durch materiell und geistig abhängige Literaten in ein Mäzenatentum erhoben, das zu den realen Verhältnissen in krassem Widerspruch stand.

Lieber als Fürstendienst erwählte Lessing die Rolle eines Dramaturgen in der freien Hansestadt Hamburg. Einige Bürger faßten den Plan, ein «Nationaltheater» zu gründen: anstelle herumziehender Komödiantengruppen sollte dort unter berufener Leitung ein Schauspieler-Ensemble wirken, durch dessen Kunst der Nation das ihr wesensgemäße Theater geschenkt werden sollte. Durch Lessing gedachten die Initiatoren dem